

Selig die Armen im Geiste

Wer mag es, wenn etwa sein mühsam konstruiertes Selbstbild in Frage gestellt wird oder Widersprüche ans Tageslicht kommen?

VON JEAN-MARIE WEBER*

Neulich fragte mich ein atheistischer Gesprächspartner, was denn noch von meinem Glauben übrig geblieben sei. Die Frage trifft die Essenz des Christentums, insofern als die Kenosis, die Selbstbeschränkung, die Entäußerung in der Inkarnation, wie auch „der nie aufgehende Rest“ zentral für das christliche Gottesbild. Und gerade diese „Entleerung“, diese gewählte „Armut“ feiern wir an Weihnachten.

Armut und Elend sind ein Skandal. Der Neoliberalismus hat uns alle so im Griff, dass wir oft mutlos sind und kaum noch daran glauben, etwas bewirken zu können. Dabei wird uns zum Beispiel auch angesichts der Flüchtlingsströme bewusst, dass unsere Freiheit und unsere Werte real auf dem Spiel stehen, wenn wir der neoliberalen Ideologie keine Grenzen setzen und der Armut nicht bewusst entgegenreten.

Der Mensch als Mängelwesen

Andererseits bewirken unser Anspruchsdenken, unsere Konsummentalität und unsere politische Passivität vielfach, dass wir die eigene Armut und Hilflosigkeit qua Handlungsfähigkeit und ethische Blindheit nicht sehen. Aber wer möchte schon an die eigenen Mängel erinnert werden? Wer mag es, wenn etwa sein mühsam konstruiertes Selbstbild in Frage gestellt wird oder Widersprüche ans Tageslicht kommen? Dabei ist vor allem die Anerkennung des eigenen Mangels die Voraussetzung dafür, dass sich Begehren und Leben entwickeln können.

Von dieser Armut sprechen die Seligpreisungen, die nach traditionsgeschichtlichen Forschungen höchstwahrscheinlich auf Jesus zurückgehen. Der Signifikant Armut wird also unter anderer Perspektive gesehen. Wir werden hier eingeladen, uns dem persönlichen Mangel, auch dem singulären Symptom, dem Abgrund, der Andersheit und Leere, gegebenenfalls dem

Makel und dem Ekelhaften in uns zu nähern und das alles auszuhalten.

Gerade aus einem bewussten Bezug zu diesem Abgrund, der Leere, dem Loch in uns selbst entwickelt sich Neues. So schreibt Marguerite Duras zum Beispiel: „In einem Loch sein, auf dem Grund eines Lochs, in einer gleichsam totalen Einsamkeit und entdecken, dass nur das Schreiben retten kann. Keinen Stoff, keine Idee für ein Buch haben, gerade das bedeutet, plötzlich vor einem Buch zu stehen. Vor einer verfügbaren Unermesslichkeit, vor einem möglichen Buch. Vor nichts. Vor einem lebendigen und nackten Schreiben, das schrecklich ist, schrecklich zu ertragen. Ich glaube, dass die Person, die schreibt, ohne Idee von einem Buch ist, sie hat leere Hände, einen leeren Kopf und erfährt das Abenteuer des Schreibens nur als trockene, nackte Schrift ohne Zukunft, ohne Echo, mit den elementaren Grundregeln von Orthografie und Sinn.“

Die Armut im Geiste und die Intimität

Unsere Andersheit, Widersprüchlichkeit und die Erfahrung von Sinnlosigkeit machen uns gelegentlich Angst und weisen uns letztlich auf etwas Unbegreifliches, Abgründiges in uns hin. Ein Loch im Wissen und Begreifen. Sogar im Gespräch mit guten Freunden und in der geistlichen Besinnung entzieht sich uns ein „gründender Grund“ immer wieder. Wir leben also aus einem Urgrund, der transzendent ist. In beständigen symbolischen Ringen mit dem „nie aufgehenden Rest“ in uns oder zwischen uns und anderen entsteht Intimität. Vor allem diese Leere bietet Freiraum für Gestaltung. Sie gibt unserem Leben Tiefe, wenn wir uns darauf einlassen. Um dieses Loch herum entwickeln wir unser Begehren. Es ist deshalb auch der Ort unserer Überzeugungen, unseres Glaubens und unserer Hoffnung.

Der Mangel Gottes und das Licht des Nichts

Aufgrund dieser Andersheit und Leere suchen wir mehr



Diese Leere, dieses Nichts als Herausforderung zur freien Wahl, zu Akt und Gestaltung kann als Licht im Dunkel erfahren werden. Das Bild zeigt „The Dawn of Christianity“ (The Flight into Egypt) von William Turner.

oder weniger dringend nach Schutz und absoluter Geborgenheit. Schnell sind sogar freiheitliche Bürger dabei, Garantien für Gesundheit, Sicherheit, Lebensplanung bei anderen zu suchen und übertragen auf Spezialisten Notwendendes Orientierungswissen. Letztlich ebenfalls auf Gott. Niemand ist allerdings Gott je begegnet, steht bei Joh. 1, 18.

Wir erleben also auch hier ein Fehlen an Sicherheit. Ob wir uns am Abgrund oder auf dem Urgrund bewegen, kann weder naturwissenschaftlich noch philosophisch mit letzter Sicherheit bestimmt werden.

Glaube ist eine Wahl, angesichts von Probabilitäten, die wie Holm Tetens argumentiert, zwar eher für die Existenz Gottes sprechen.

Diese Leere, dieses Nichts als Herausforderung zur freien Wahl, zu Akt und Gestaltung kann als Licht im Dunkel erfahren werden. Dabei denke ich an das Sonnenlicht auf den Gemälden von William Turner. Noch auf dem Totenbett soll er von der Sonne als Gott gesprochen haben. Inspirierend finde ich dazu auch die Zeilen von Wilhelm Weischedel:

„Im dunklen Bechergrund
 Erscheint das Nicht des
 Lichts.
 Der Gottheit dunkler Schein.
 Ist so: das Licht des Nichts.“

Das Wort „Gott“

Was hat das alles mit dem Fest der Geburt Jesu zu tun? Religionen sind Symbolsysteme, welche in den jeweiligen gesellschaftlichen Kontexten versuchen, dem Bezug zur absoluten Andersheit Gestalt und Tiefe zu geben. Für manche begründet sich die Unbedingtheit der Würde des Menschen, bis hin zur Liebe gegenüber dem Feind nur in Artikulation mit einem Gott, der sich in Jesus seiner Macht entleert. Gott

wird nicht mehr nur als Fülle, als Einheit und Allmacht, sondern auch als absolute Differenz, Leere oder „Nichts“ gedacht. Damit entsteht Freiraum, der Beziehung und Liebe ermöglicht.

Der Signifikant „Gott“ ist mir wichtig. Man könnte ihn auch manchmal einfach durch den Signifikanten Leben ersetzen. Er ermöglicht mir, Blockaden, imaginäre Identitäten, zu durchlöchern, entfremdende Vorstellungen zu verflüssigen und einen Bezug, vor allem zu Verdrängtem, immer neu zu entwickeln. Er gibt dem Leben Tiefe und Dynamik. Als leerer Signifikant hilft er, mich gegenüber mir selbst und anderen zu positionieren. Das Wort „Gott“ hilft mir zu einer gewissen Gelassenheit und Liebe zu mir selbst. Es schützt mich vor Überschätzung, hilft mir in Bewegung zu bleiben, ideologische Diskurse und Handlungen zu hinterfragen und „Wort“ zu ergreifen, um der Lücke, der Mehrdeutigkeit und der Wahrheit Platz zu machen.

Wie schon Marx andeutete, haben Religionen etwas Subversives an sich, da sie gegen aufgezwungenes Elend und Armut aufschreien. Pervers werden sie dort, wo sie sich dogmatisch der Fülle des Lebens entgegenstellen.

Seit jeher habe ich diesen Bezug zum Wort Gott. Es ermöglicht mir, mich spirituell an meine Armut, das Andere, meine Lücken und Abgründe heranzutasten, sie zu akzeptieren und somit immer wieder Freiheit zu erfahren. Ich empfinde dieses Wort nicht als mich entfremdend. Es ermöglicht mir ein Leben an dem Abgründigen, an den Grenzen und über sie hinaus: „Existenz“. Es ermutigt zum Engagement und zu Begegnungen, zur Intimität, welche die Einmaligkeit der Teilnehmer immer neu zur Sprache bringt und zur „Wirklichkeit“ verhilft.

* Der Autor, Dr. Jean-Marie Weber, ist Hauptdozent, Fakultät für Sprachwissenschaften und Literatur, Geisteswissenschaften, Kunst und Erziehungswissenschaften, Universität Luxemburg.